

Hanno Loewy

Befreiung und Scham. Der 27. Januar zwischen Auschwitz und St. Gallen

Eine Gedenkrede zum 80. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz

Eine Veranstaltung des Historischen Vereins des Kanton St. Gallen

Museum Prestegg, Altstätten, 27.1.2025

„Es ist geschehen, folglich kann es wieder geschehen“ Mit diesen lapidaren Worten hat Primo Levi kommentiert, was in Auschwitz geschehen ist. Doch ob und wie sich Geschichte wiederholt, ist eine Frage, die angesichts von Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus der Gegenwart quälend auf der Tagesordnung steht. Während ich hier über die Frage räsoniere, wie weit Auschwitz von St. Gallen entfernt ist, steht in Österreich ein hasserfüllter Rechtspopulist vor seiner Wahl als „Volkskanzler“ und brüstet sich damit, Fahndungslisten für politische Gegner aufzustellen. In der Schweiz feiert einer der einflussreichsten Politiker in seiner beliebten Wochenzeitung seit Jahren seine Freundschaft mit dem russischen Diktator. In den USA hebt der neue Präsident als erste Amtshandlung per Dekret die Gerichtsurteile gegen faschistische Gewalttäter auf, die ihn schon vor vier Jahren wieder gewaltsam ins Weiße Haus putschen wollten. Und in Israel und Palästina sprechen die Machthaber und ihre Gefolgschaft auf beiden Seiten den „anderen“ gegenseitig das Lebensrecht ab.

Es scheint ein Anachronismus zu sein, über Auschwitz zu sprechen. Lasst uns doch lieber die Demokratie verteidigen und die Menschenrechte, möchte ich eigentlich sagen – und dann ist heute eben doch der 27. Januar. Und vor 80 Jahren endete das Morden an jenem Ort, der der Massenvernichtung von Menschen für lange Zeit den Namen gab, bevor man das Geschehen mit dem Wort Holocaust bedachte, einer irgendwie nebulöseren Metapher, unter der man sich seither so ungefähr alles vorstellen kann oder eben nicht vorstellen kann, was es an Schrecken gibt.

Wenn von Auschwitz, wenn vom Holocaust gesprochen wird, dann ist zumeist auch schnell von den „Lehren aus Auschwitz“ die Rede, von all dem, was wir angeblich aus den Schrecken der Vergangenheit lernen könnten. Erinnerung, das will uns eine gut gemeinte Pädagogik einreden, soll uns helfen, bessere Menschen zu werden.

Aus unserer Gegenwart aber, aus dem, was uns über die Medien und durch unmittelbare Bericht von Bürgerkriegen, Staatsverbrechen und Völkermorden erreicht, aus dem auch, was

wir täglich in unserer europäischen Einwanderungsgesellschaft erleben, aus unserer globalisierten Gegenwart können wir vor allem eines lernen: wie gut sich Erinnerung als Waffe im Krieg gegen andere verwenden lässt, wie sehr Nationalismus und Hass, ethnische Identitäten und Abgrenzung gegen andere sich gerne auf Erinnerung berufen, auf vergangenes Leid und kollektive Opfer.

Es gibt nicht *eine* Erinnerung, sondern viele, und traumatische Erinnerungen machen nicht gesünder oder moralischer. Kaum jemand hat dies je in so nüchterne, ja resignative, nachdenkliche Worte gefasst wie Primo Levi. Der Auschwitz-Überlebende, der sich wie so manche andere vor ihm, 1987 das Leben nahm, hat es immer als seine Pflicht erachtet, zu sprechen, nicht zu schweigen über das erlebte. Und zum Sprechen darüber gehörte auch der Zweifel daran, wirklich etwas zu sagen zu haben.

„Nicht wir, die Überlebenden, sind die wirklichen Zeugen.“ So schrieb er in seinem Buch „Die Untergegangen und die Geretteten“, mit dem er uns kurz vor seinem Tod seine Selbstzweifel als Erbschaft hinterließ: „Das ist eine unbequeme Einsicht, die mir langsam bewusst geworden ist, während ich die Erinnerungen anderer las und meine eigenen nach einem Abstand von Jahren wiedergelesen habe. Wir Überlebenden sind nicht nur eine verschwindend kleine, sondern auch eine anomale Minderheit; wir sind die, die aufgrund von Pflichtverletzung, aufgrund ihrer Geschicklichkeit oder ihres Glücks den tiefsten Punkt des Abgrunds nicht berührt haben. Wer ihn berührt hat, konnte nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden.“

Als Primo Levi lange zuvor daran ging über seine „Befreiung“ in Auschwitz zu schreiben, da schilderte er keinen Tag des Jubelns und der Freude. Seine Schilderung dieses 27. Januar 1945, sie gehört bis heute zu den schonungslosesten Leserfahrungen, die die inzwischen zu Bibliotheken angewachsene Auschwitz-Literatur enthält, gerade weil sie nicht auf Emotionalisierung setzt:

„Es waren vier junge Soldaten zu Pferde; vorsichtig ritten sie mit erhobenen Maschinenpistolen die Straße entlang, die das Lager begrenzte. Als sie den Stacheldraht erreicht hatten, hielten sie an, um sich umzusehen, wechselten scheu ein paar Worte und blickten wieder, von einer seltsamen Befangenheit gebannt, auf die durcheinanderliegenden Leichen, die zerstörten Baracken und auf uns wenige Lebende. (...)“

Es erschien uns, als hätte das von Tod erfüllte Nichts, in dem wir seit zehn Tagen wie erloschene Sterne kreisten, ein festes Zentrum bekommen, einen Kondensationskern, und so war es wohl auch: vier bewaffnete Männer, aber nicht gegen uns bewaffnet: vier Friedensboten mit bäurischen, kindlichen Gesichtern unter den schweren Pelzmützen. Sie grüßten nicht, lächelten nicht: sie schienen befangen, nicht so sehr aus Mitleid als aus einer unbestimmten Hemmung heraus, die ihnen den Mund verschloss und ihre Augen an das düstere Schauspiel gefesselt hielt. Es war die gleiche wohlbekannt Scham, die uns nach den Selektionen und immer dann überkam, wenn wir Zeuge einer Misshandlung sein oder sie selbst erdulden mussten. (...) So schlug auch die Stunde der Freiheit für uns ernst und lastend und erfüllte unsere Seelen mit Freude und zugleich mit schmerzlichem Schamgefühl, um dessentwillen wir gewünscht hätten, unser Bewusstsein und unser Gedächtnis von dem Gräuel, den es beherbergte, reinzuwaschen: und mit Qual, weil wir spürten, dass es nicht möglich war, dass nie irgend etwas so Gutes und Reines kommen könnte, das unsere Vergangenheit auslöschen würde...“

Sollen wir also versuchen, das Geschehene zu vergessen? Aber wenn die Traumatisierten das Geschehene gar nicht vergessen können? Wenn auch ihre Kinder und Kindeskinde in den Nächten der Eltern und Großeltern Angst vor deren Erinnerung bekamen, und diese Angst nie vergessen konnten? Wie also sollen wir, die wir dort nicht waren, uns zu diesen untilgbaren Erinnerungen verhalten? Uns mit ihnen identifizieren? Oder sie auszulöschen versuchen? Sie in den Dienst irgendwelcher Gegenwart stellen, auf die Mühlen unserer eigenen Interessen lenken?

Oder versuchen, wenigstens versuchen, auf diese Erinnerungen, die uns nie gehören können, genau zu sehen, auf die Orte, an denen es geschah und die Menschen, denen es geschah?

1996 spöttelte Bundesrat Delamuraz noch: „Manchmal, wenn ich gewissen Leuten zuhöre, frage ich mich, ob Auschwitz eigentlich in der Schweiz liegt.“ Nun, von hier bis nach Auschwitz sind es 1100 Kilometer. Und doch konnte Auschwitz sehr nah sein.

Dort, wo die Nationalsozialisten zwischen 1940 und 1945 mehr als 1 Millionen Menschen auslöschten, endete auch das Leben vieler Familien, die die Geflüchteten hatten zurücklassen müssen, in Wien oder anderswo. Während sie selbst in der Schweiz, auch hier im St. Galler Rheintal, jeden Tag davon bedroht waren, wieder „ausgeschafft“ zu werden. Kaum einer der

hierher Geflüchteten, hatte das Glück seine Eltern nach dem Krieg wiederzusehen, es sei denn es war gelungen sie auf der Flucht mitzunehmen. Manche hatten das Glück, dass es Geschwistern gelang, auf anderem Weg in die Schweiz oder nach England zu fliehen. Für viele gab es nach 1945 keine Familie mehr.

Freilich: manche von ihnen, die es schon in das angeblich so übervolle rettende „Boot“ geschafft hatten, endeten selbst in Auschwitz.

Die meisten Menschen, die hier den Weg in die Freiheit suchten, zunächst noch ohne zu wissen, dass es der einzige Weg war, überhaupt am Leben zu bleiben, kamen aus Wien. Ihre Familien hatten nicht die Mittel sich ein Visum für die USA oder anderswohin zu verschaffen. Schaut man in die Familienbiografien der Menschen, die 1938 in den Kanton St. Gallen geflohen sind, die meisten über den Altrheinbogen zwischen Hohenems und Diepoldsau, dann stößt man immer wieder auf ähnliche Schicksale. Armut, wachsender Nationalismus und Antisemitismus, schließlich die Zerstörungen des 1. Weltkriegs und die Gewalt der revolutionären und konterrevolutionären Ereignisse danach haben sie oder ihre Eltern aus Ost- und Mitteleuropa nach Wien getrieben. Besonders viele stammen aus dem Gebiet der heutigen Ukraine, aber auch aus Ungarn oder Rumänien. Als Schneider:innen oder Kellner, als Kleinhändler, Tapezierer, Klempner, Maschinenbauer oder Dreher, als Näherinnen, Elektriker, Taxler oder Schaufensterdekorateure schlugen sie sich mehr schlecht als recht durch die wirtschaftlichen Nöte der zwanziger und dreißiger Jahre. Sie – und nicht die Vorzeigejuden, die man in so manchem Museum bewundern darf – machten die Mehrheit der mehr als 200.000 Jüdinnen und Juden aus, die 1938 in Wien lebten.

Was immer auch sie bis dahin tun konnten um sich und ihre Familien am Leben zu erhalten, 1938 wird ihre wirtschaftliche und bürgerliche Existenz vernichtet. Die illegale Flucht in die Schweiz ist für viele von ihnen der einzige Weg, den es gibt. Mehr als 10 Reichsmark darf niemand von ihnen in der Tasche haben, wenn man eine Chance haben möchte, im Sommer 1938 von den Gestapobeamtinnen in Hohenems unbehelligt an die Grenze geschickt zu werden.

Auch wenn sich nach 1945 so manche der Beamten damit brüsteten, Fluchthelfer gewesen zu sein – die österreichischen, nun deutschen Polizisten, die ihren Dienst versahen, der 1938 noch darin bestand, Juden zu berauben und zu vertreiben, sie gehörten sicher nicht zu jenen,

die persönliche Risiken als Fluchthelfer:innen auf sich nahmen. Und die gab es. Wer 1938 irgendwelche Wertsachen ins neue Leben mitnehmen wollte, wandte sich an die Schmuggler, die Schlepper auf beiden Seiten der Grenze, die nun Menschen über den Rhein brachten, und dies auch dann noch, als ab 1939 die Grenzen von beiden Seiten geschlossen waren.

Mit dem Datum des 27. Januar 1945 ist ein anderes Datum verbunden, der 17. August 1938. An diesem Tag rief Heinrich Rothmund, Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, in Bern die kantonalen Polizeidirektoren zu einer Konferenz zusammen, um darüber zu beraten, wie die Grenzen geschlossen werden könnten. Im August 1938 sind immer mehr Flüchtlinge in Diepoldsau eingetroffen. Nicht alle tauchen in den Akten auf. Aber in Bern klingen die Alarmglocken.

Dem St.Galler Regierungsrat Valentin Keel entfährt die Bemerkung, dass der Kulturschande der Judenverfolgung ein Ende gemacht werden müsse. Doch diese Worte werden aus dem Protokoll gestrichen. Paul Grüniger versucht es mit rationalen Argumenten. Eine Rückweisung der Flüchtlinge sei nicht nur aus „Erwägungen der Menschlichkeit“ unmöglich. Man müsse die Leute zusammenhalten, damit man sie kontrollieren kann, auch aus hygienischen Gründen. Schiebe man sie ab, kämen sie doch noch nur schwarz wieder über die Grenze. Doch gegen Rothmunds Forderung nach einer generellen Grenzschiebung gibt es sonst wenig Widerstand. Wenig später finden das Deutsche Reich und der Schweizer Bundesrat einen effizienten Kompromiss, wie an der Grenze jüdische Flüchtlinge und zahlende deutsche Touristen auseinandergelassen werden können, eine Lösung die selbst Heinrich Rothmund peinlich war: der J-Stempel in den Pässen war geboren.

Während die Polizeidirektoren in Bern verhandeln, kommen allein am 17. August 1938 mindestens 37 Flüchtlinge aus Wien. In der ganzen Woche sind es über 200 Menschen, die allein über Hohenems und den alten Rhein in die Schweiz fliehen. Andere Ankünfte werden in St. Margrethen oder Buchs verzeichnet.

In der Schweiz macht man sich vor allem Gedanken darüber, wie man sie wieder los wird. Immer wieder werden Flüchtlinge an der Grenze zurückgewiesen, eine genaue Statistik gibt es nicht, aber sind hunderte, und viele versuchen es immer wieder. Am 6. Januar bekommt Valentin Keel Post aus Bern. Heinrich Rothmund stellt dem St. Galler Regierungsrat und Polizeidirektor unbequeme Fragen.

„Sehr geehrter Herr Landammann. ... Wie sie diesen Schriftstücken entnehmen, beschwert sich die Zollverwaltung darüber, dass die Kantonspolizei Emigranten vorschriftswidrig zulässt, während die Zollorgane diese pflichtgemäss zurückweisen. ... Auch sollen zahlreiche illegal eingereiste Emigranten mit Bewilligung ihres Polizeikommandanten im Lande belassen worden sein. Abgesehen davon, dass ein solches Vorgehen der Polizei demoralisierend wirken muss auf die Zollbeamten, die ihre Pflicht tun, bedeutet es einen groben Verstoss gegen die eindeutigen Weisungen des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements vom August 1938, die vom Bundesrat ausdrücklich gutgeheissen worden sind.“

Paul Grüniger wird bald zum Bauernopfer und entlassen. Sein Nachfolger Gustav Studer wird nun auch einzelne Menschen wieder aus St. Gallen „ausschaffen“, nach Frankreich oder auch zurück ins Deutsche Reich.

Das Wort von der „Überfremdung“ der Schweiz ist in aller Munde. Grundsätzlich gilt für alle: sie werden nur unter der Bedingung geduldet, sich unverzüglich um jede sich bietende Möglichkeit zu bemühen, weiterzuziehen, wohin auch immer. Und bei jeder noch so geringen Verfehlung droht die Ausweisung. Für die Geflüchteten gilt strenges Arbeitsverbot, dann schliesslich Arbeitspflicht in einem Arbeitslager. Für ihre Versorgung hat die Israelitische Flüchtlingshilfe aufzukommen. Über eigenes Geld verfügen die Geflüchteten kaum, für jede Ausgabe, sei es für einen Wintermantel, eine Brille oder Arztbesuche, ist ein entwürdigender Papierkrieg zu führen. Auch die Flüchtlingshilfe wird in dieses schikanöse System hineingezogen. Was bleibt ihnen anderes übrig, als selbst die Weiterwanderung mit Nachdruck zu betreiben, um die knappen Mittel vor allem auf die Rettung weiterer ins Land kommender Menschen zu konzentrieren.

Wohin sollen die Geflüchteten? Italien erlässt 1938 eigene Rassengesetze. England nimmt vor allem Kinder aus dem deutschen Reich auf. Die USA verlangen finanzielle Sicherheiten für die Ausstellung von Visa. Auf der Konferenz von Evian im Juni 1938 bietet allein der Diktator der Dominikanischen Republik Rafael Trujillo grosspurig die Aufnahme von bis zu 100.000 Juden an. Er will sich als Wohltäter zeigen, nachdem er ein Jahr zuvor einen Massenmord an mindestens 7000 haitianischen Wanderarbeitern angeordnet hatte. Trujillo will seine Bevölkerung weisser machen, da sind ihm auch jüdische Flüchtlinge recht. Insgesamt gerade

mal 600 sind es am Ende, darunter auch einige Familien aus Diepoldsau, die den Weg nach Sosua auf der Karibikinsel finden.

Doch einige der Menschen, die im August in Diepoldsau gelandet sind, lassen sich auch nach Frankreich abdrängen, das bald selbst von den Nazis besetzt sein wird, sich für viele als Falle erweist. Und nicht alle gehen dorthin „freiwillig“.

Der siebzehnjährige Kellner Hans Stricker und seine Mutter Anna sind am 15. August 1938 nach Diepoldsau gekommen. Und Hans Stricker verliebt sich in ein St.Galler Mädchen. Carmen M. wird von ihm schwanger. Eine Abtreibung steht im Raum. Grund genug, Hans Stricker und seine Mutter in Untersuchungshaft zu nehmen. Am 13. Juni 1939 werden beide nach Frankreich ausgeschafft. Anna Stricker gelingt es nach Kuba zu emigrieren. Doch Hans Stricker wird in Frankreich 1943 verhaftet und im Dezember von Drancy nach Auschwitz deportiert. Als junger Mann wird er als arbeitsfähig eingestuft und in ein Nebenlager geschickt. Als einer der wenigen erlebt die Befreiung.

Nicht so der Schuster Rubin Markowitz und seine Frau Jetti. Auch sie stammten wie so viele der Wiener Geflüchteten aus Osteuropa, aus Iași in Rumänien. Sie waren ein Tag nach Hans und Anna Stricker am 16. August 1938 in Diepoldsau angekommen, zusammen mit ihren Söhnen Erich und Siegfried. Die Tochter, Frieda, ist zwei Tage zuvor mit ihrem drei Monate alten Baby, der kleinen Brigitte eingetroffen. Ihre Söhne Heinrich und Ernst sind noch in Wien. Doch nach der „Kristallnacht“ wird Heinrich zusammen mit 6500 anderen Wiener Juden verhaftet und am 12. November nach Dachau verschleppt. Wieder entlassen – unter der Bedingung das Reich so schnell wie möglich zu verlassen – versucht auch er über Vorarlberg in die Schweiz zu fliehen. Den Eltern, die inzwischen in St. Gallen leben, gelingt es Schweizer Fluchthelfer anzuheuern, den Polsterer Oskar Müller und den Fahrlehrer Alexander Helg, die Heinrich Markowitz von Altach über den Alten Rhein holen – und verhaftet werden. Die Fluchthelfer – aber auch der verzweifelte Vater – werden zu hohen Geldbußen verurteilt. Rubin Markowitz, der über keinerlei Mittel verfügt, richtet ein Gnadengesuch an das Bezirksamt.

„Ich erkläre unumwunden, dass meine Verurteilung zu Recht erfolgt ist und dass ich die Gesetzesübertretung begangen habe, doch bitte ich in Betracht zu ziehen, in welcher Lage ich mich befand, als ich hörte, dass mein minderjähriges Kind schutzlos von den Eltern entfernt in Deutschland leben musste und ich überhaupt keine Hilfsmöglichkeiten für ihn

hatte. (...) Finanziell werde ich zur Gänze von der Flüchtlingshilfe unterstützt. Dieser Betrag kann naturgemäss nur zu den notwendigsten Lebenserhaltungskosten dienen und ich bin daher nicht in der Lage, eine für meine Verhältnisse derart hohe Summe aufzubringen, da ich überhaupt keine Einnahmemöglichkeit habe.“

Doch dem Gnadengesuch wird nicht stattgegeben, stattdessen droht ihm nun eine Haftstrafe. Am 1. Juli 1939 gehen Rubin und Jetti, gemeinsam mit ihrem Sohn Erich nach Frankreich. Ob sie sich selbst auf den Weg machen oder von den Schweizer Behörden ausgeschafft werden, ist unbekannt.

Zwei Jahre später jedenfalls gehören sie zu jenen 4232 Juden, die am 20. August 1941 in Frankreich verhaftet werden, als ‚Vergeltung‘ für Angriffe der Résistance auf die deutsche Besatzungsmacht. Sie werden ins Sammel- und Durchgangslager Drancy bei Paris gesperrt. Ein Jahr später, am 19. Juli 1942 müssen sie dort den 7. Transport nach Auschwitz besteigen, zusammen mit 998 anderen jüdischen Männern und Frauen, zusammengepfercht in Güterwaggons. Zwei Tage später, nach einer Odyssee über Châlons-sur-Marne, Saarbrücken, Frankfurt, Dresden und Kattowitz erreicht der Transport das Vernichtungslager Auschwitz. Die jüngeren Deportierten, die noch als arbeitsfähig eingestuft werden, werden ins neue Lager Birkenau eingewiesen. Die übrigen werden direkt in die Gaskammer geführt und ermordet. Nur 16 Menschen aus diesem Transport erleben 1945 die Befreiung. Aus der Familie Markowitz ist keiner unter ihnen. Auch nicht Erich Markowitz, der schon am 17. Juli 1942, vierzehn Jahre alt, von Phitivier nach Auschwitz deportiert und im September dort ermordet wurde.

Einen noch sehr viel weiteren Umweg von Diepoldsau nach Auschwitz nahm Felix Hans Granichstaedten, der Sohn eines bekannten Wiener Operettenkomponisten. Auch er flieht am 17. August 1938 von Wien über Hohenems nach Diepoldsau. In diesen Tagen sammelt die SS die Geflüchteten am Hohenemser Bahnhof ein, führt sie ins Gasthaus Freschen gegenüber, untersucht sie peinlichst auf Wertgegenstände und schickt sie mit 10 Reichsmark über die Grenze, am Alten Rhein oder auch in den späten Abendstunden über die Wiesenrainbrücke nach Widnau.

Der junge Mann, katholisch getauft wie sein Vater, hat schon einige Abenteuer hinter sich. 1919 in Prag geboren, hatte er seinen bald geschiedenen Eltern so manche Sorgen bereitet. 1933 riss er, gerade vierzehnjährig, von zu Hause aus, trieb sich mit einigen jungen Burschen

herum und wurde wenige Tage später in Pressbaum aufgegriffen. Die Wiener Sensationspresse schlachtete den Skandal genüsslich aus. Eine Mechanikerlehre sollte ihn auf den rechten Weg bringen.

1938 aber hat er allen Grund abzuhaun. Nun sind die Granichstaedten in den Augen der nationalsozialistischen Behörden wieder nichts als Juden.

Am 10. März 1942 finden wir ihn in den Dokumenten des Berliner Volksgerichtshofes wieder. Angeklagt wegen Landesverrat. Wie er von Diepoldsau dorthin gelangte, darüber gibt die Urteilsbegründung für sieben Jahre Zuchthaus akribisch Auskunft. Eine für die Verhältnisse des Nationalsozialismus fast schon Verständnis bekundende Urteilsschrift, die ihm freilich nicht helfen wird.

„Nach dem Anschluss der Ostmark an das Reich [...] beschloß der Angeklagte auszuwandern, weil er nicht als Jude in Deutschland bleiben wollte. Er fuhr am 17. August 1938 von Wien nach Vorarlberg und ging über die grüne Grenze nach der Schweiz. Hier lebte er etwa neun Monate lang in einem Emigrantenlager in Dipoldsau. (sic!) Dann wurde er als Katholik vom Caritas-Verband unterstützt und in der Nähe von St. Gallen bei einer katholischen Familie untergebracht. Seit Oktober 1939 wurde er von der Familie eines unteren Postbeamten aus Mitleid aufgenommen, obwohl sich im Hause schon 9 Kinder befanden. Der Angeklagte, der keine Arbeitsgenehmigung besaß, suchte sich durch Ausbessern von Radiogeräten einen kleinen Verdienst zu verschaffen. Er wurde deshalb von der Polizei vorgeladen, verwarnet, weil er ohne Erlaubnis gearbeitet hatte, und auf die österreichische und die Fremdenlegion in Frankreich hingewiesen.“ⁱ

Doch genau dieser ‚Hinweis‘ wird für Granichstaedten zum Verhängnis:

„Der Angeklagte, der keine Aussicht hatte, in der Schweiz Arbeitserlaubnis und Arbeit zu bekommen, der aber andererseits der Familie, die ihn aufgenommen hatte, nicht länger zur Last fallen wollte, beschloß nach Frankreich zu gehen und in die Fremdenlegion einzutreten.“ⁱⁱ

Von der Schweizer Caritas bekommt er noch eine Fahrkarte überreicht. Dann stellt er sich im Februar 1940 der französischen Garde. Seine Ausbildung erhält er in Sidi bel Abbès in Algerien. Nach der Kapitulation Frankreichs im Juni meldet er sich im Herbst zu einer Arbeitskompanie, ebenfalls in Algerien, als Elektriker in der Maschinenzentrale eines

Kohlenbergwerks. Doch im Juli 1941 entschließt er sich nach Deutschland zurückzukehren und versucht seine jüdische Herkunft zu verbergen.

Bei seiner Rückkehr wird er sofort verhaftet, wegen wie es heißt ‚landesverräterischer Waffenhilfe‘. Es hilft ihm auch nicht, dass er beim Eintritt in die Fremdenlegion zugesichert bekommen hatte, nicht gegen das Deutsche Reich eingesetzt zu werden.

Das Urteil 1942 kommt zu dem Ergebnis, er habe einer feindlichen Kriegsmacht gedient. Sieben Jahre Zuchthaus bedeuten Konzentrationslager. Auf ihn wartet nun zunächst das SS Sonderlager Hinzert. Von dort wird er schließlich als Jude nach Auschwitz deportiert. Wann genau ist nicht überliefert, aber sein Todesdatum in Auschwitz ist dokumentiert. Am 26. Juni 1943 stirbt er, vierundzwanzigjährig, Todesursache unbekannt. Aber wir könnten auch eintragen: „illegale Reparatur“ eines Radios in St. Gallen.

Raimund Altaras, der am 16. August 1938 den Weg über den alten Rhein nach Diepoldsau gefunden hat, hat Auschwitz hingegen überlebt. Und er hatte tatsächlich Erfahrung mit der Illegalität. Auch ihn hätte die St. Galler Polizei nicht abschieben müssen. Aber er war tatsächlich ein Hochstapler. Thomas Mann hätte einen Felix Krull aus ihm gemacht. Aber dafür reichte es nicht. Raimund Altaras hatte wenig Glück in seinem Leben. Aufgewachsen in einer Familie, die in Wien zur „türkisch jüdischen“, also sefardischen Gemeinde zählte, starb ihm schon als kleines Kind die Mutter. Der Vater gab den Knaben in ein Waisenhaus. Dort lernte vor allem eines: überleben. In den 1920er Jahren arbeitete er als Vertreter für Pelzwaren, ging bankrott und wurde aufgrund von Veruntreuungen verurteilt. Aus der Hochstapelei machte er schließlich seinen Beruf. 1928 gründete er in Wien den „Interessenverband moderne Propaganda“, organisierte eine Ausstellung mit wertvollem Kunsthandwerk in einem Badener Luxushotel, die allerdings nicht zustande kam, weil er die Ausstellungsstücke vorher in die Pfandleihe trug. Altaras wurde wegen Betrugsdelikten zum zweiten mal verurteilt und saß seine erste Haftstrafe ab. 1933 war er erneut international zur Fahndung ausgeschrieben. Und dieser Haftbefehl, der längst nicht mehr galt, denn Altaras hatte auch seine zweite Haftstrafe inzwischen abgesessen, rief im Herbst 1938 die St. Galler Kantonspolizei auf den Plan. Altaras, der inzwischen im „Haus zur Wahrheit“ am Gallusplatz wohnte, landete im St. Galler Gefängnis. Und auch wenn der Haftbefehl nicht mehr galt, wie die St. Galler Polizei Anfang 1939 aus Graz erfuhr, wurde er am 20. April, just zu Hitlers Geburtstag, in Bregenz der Gestapo übergeben. Altaras überlebte – zumeist in

Strafkompanien Schwerstarbeit leistend – Dachau und Buchenwald, das Lager Auschwitz-Monowitz und eine Zementfabrik im Nebenlager Golleschau, schließlich Todesmärsche und das Nebenlager Brännlitz des KZ Groß-Rosen. Wo er befreit wurde ist unbekannt. Aber 1951 nimmt er in Wien seinen Beruf wieder auf. 1965 sitzt er dort wieder im Gefängnis, der Direktor erkundigt sich beim Internationalen Suchdienst in Arolsen, ob seine unglaubliche Geschichte stimmt und bekommt die Bestätigung, dass Raimund Altaras so manches in seinem Leben erfunden haben mag, aber nicht seine Verfolgungsgeschichte. Wieder in Freiheit verliert sich seine Spur.

Max Günsberg hatte etwas mehr Glück im Leben, auch er kam am 15. August 1938 nach Diepoldsau hinüber und konnte bleiben. Die Lager, die er durchmachen musste, waren Schweizer Arbeitslager. Sie brachten ihm Tuberkulose ein, die Kuranstalt Etania in Davos dafür seine erste Frau. Nach dem Krieg ging Günsberg, nach Zwischenstationen, in Israel und Italien, schließlich wieder nach Wien. Wie so manche andere der in die Schweiz Geflüchteten, die ihre Liebe zu Wien – trotz allem – nicht verloren hatten. Und sich dafür bittere Worte von jenen anhören mussten, die von Deutschland und Österreich, verständlicherweise, nichts mehr wissen, nichts mehr hören wollten. Nicht zuletzt auch St. Gallens Rabbiner Rothschild, der die Remigranten 1945 mit scharfen Worten bedachte. Aber Max Günsberg musste auch damit weiterleben, dass es nicht gelungen war seine beiden kleinen Schwestern zu retten. Herta und Rita Günsberg waren acht und dreizehn Jahre, als ihre Eltern versuchten, die Mädchen – ebenfalls im August 1938 – in der Schweiz unterzubringen.

Es gelang ihnen, die Schwestern zu einem Erholungsurlaub, wie es hieß, ins Kinderheim Wartheim in Heiden, Appenzell, zu verschicken. Und sie dachten, die Kinder könnten dort doch bleiben. Doch im September 1938 wurden die Schwestern wieder zurück nach Wien geschickt. Die Plätze im Wartheim waren teuer. Im Juni 1942 wurden sie, der Vater war schon gestorben, mit ihrer Mutter von Wien nach Minsk deportiert und im Vernichtungslager Maly Trostinec ermordet.

Auschwitz hatte viele Namen. Und viele der Geschichten, die hier zu erzählen wären, sind noch gar nicht wirklich geschrieben.

Am 25. Mai 1939 wird Iszo Stein, auch er im August 1938 in Diepoldsau angekommen, nach Frankreich ausgewiesen, warum, ist nicht überliefert. Aber auch er geht offenbar zur Fremdenlegion. Und stirbt 1943 im Vernichtungslager Sobibor.

Wilhelm Schiller, der schon am 26. September 1938 am Grenzübergang Schmitter den deutschen Behörden gleich wieder übergeben wird, flieht nach Belgien. Am 15. August 1942 wird er von Mechelen nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Am 7. August 1939 versucht es der Elektromonteur Karl Weiszfeld, von Hohenems aus über die Grenze zu kommen, und wird am Grenzübergang Diepoldsau wieder den deutschen Beamten übergeben. Sein Weg führt nicht nach Auschwitz, sondern von Bregenz über Sachsenhausen nach Dachau, wo er am 11. Mai 1941 ermordet wird. Über sie alle wissen wir kaum etwas, es ist eine Sisyphus Arbeit, denn jede Geschichte führt zur nächsten.

Ich weiß es selber nicht, ob es hilft, all diese Geschichten zu erzählen. Ob Primo Levi Recht hatte, als er davon sprach, dass jede einzelne dieser Geschichten erzählt werden müsse. Die Hoffnung jedenfalls darauf, dass es die Menschen läutern könnte, diesen Erzählungen zuzuhören, habe ich längst verloren. Es wird heute so viel Schindluder damit getrieben.

Postkolonialer Antisemitismus lässt sich damit genauso rechtfertigen, wie muslimfeindlicher Rassismus, palästinensischer genauso wie israelischer Nationalismus, Terror genauso wie ein Besatzungsregime, ein russischer Angriffskrieg genauso wie die Demontage der amerikanischen Demokratie und Hetze gegen Migranten.

Aber vielleicht ist auch all das, dieser ganze Lärm einer missbrauchten Geschichte, das genaue Gegenteil von Erinnerung. Vielleicht geht es darum, diesem Lärm die Geschichte der Menschen entgegensetzen, von Menschen, die vor Auschwitz versuchten, sich in die Schweiz zu retten, und die in einem demokratischen Land ankamen, in dem man die Angst vor „Überfremdung“ schürte und über den Schutz der Arbeitsplätze stritt, von zu hohen Kosten der Fürsorge sprach und sich Sorgen über die gefährdete Neutralität machte.

Es hat lang gedauert, bis man über all das in der Schweiz zumindest reden konnte. Auch wenn Auschwitz so weit weg lag. „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück“, hat Karl Kraus, der Meister der Bonmots einmal gesagt. Mit der Vergangenheit ist es manchmal umgekehrt. Je ferner man sie anschaut desto näher schaut sie zurück.

Ein spätes Nachspiel in der Schweiz hatte die Verurteilung von Rubin Markowitz. Am 30. November 2005 erklärt die Rehabilitierungskommission der Bundesversammlung, dass das vom Bezirksamt Unterrheintal in Rheineck am 25. Mai 1939 gegen Rubin Markowitz ausgesprochene Strafurteil mit dem Bundesgesetz vom 20. Juni 2003 über die Aufhebung von Strafurteilen gegen Flüchtlingshelfer zur Zeit des Nationalsozialismus per 1. Januar 2004 aufgehoben worden ist. Es wurden keine Verfahrenskosten erhoben.

Wenn wir heute Nachkommen der damals Geflüchteten auf die Geschichte ihrer Eltern oder Großeltern ansprechen, dann sind die Reaktionen sehr, sehr unterschiedlich. Für die meisten ist es eine späte Genugtuung, dass sich endlich jemand dafür interessiert, welcher unwahrscheinlichen Wendung der Geschichte sich ihre eigene Existenz verdankt. Für manche ist die Grenze hier vor unserer Tür, das Wasser des Rheins, tatsächlich – so empfinden sie es – die Schwelle des eigenen Lebens. Andere denken an alle die, die es nicht geschafft haben. Und manche haben Angst davor, dass ihre Geschichte, die ihrer Eltern und Großeltern publik wird. Schließlich sind auch heute, so schrieb mir gerade unlängst jemand, Minderheiten wieder Zielscheibe politischer Aggression.

Vielleicht ist das das eigentliche Skandalon, das den Geschichten der Geflüchteten innewohnt, den Untergegangenen wie den Geretteten. Und nicht verschwiegen werden sollte.

PS: 2020 haben sich die Überlebenden darauf verständigt, die Gedenkfeier in Auschwitz von Politikerreden frei zu halten.

Mein Freund Marian Turski, heute 98 Jahre alt und still doing strong, hat das Ghetto Lodz und das Vernichtungslager Auschwitz überlebt. Am 27. Januar 2020 hat er Jugendlichen vom 11. Gebot seines Freundes Roman Kent erzählt, Auschwitz Überlebender wie er: „Seid nicht gleichgültig! Wenn ihr seht, dass die Vergangenheit für aktuelle politische Zwecke missbraucht wird. Seid nicht gleichgültig, wenn irgendeine Minderheit diskriminiert wird. Das Wesen der Demokratie besteht zwar darin, dass die Mehrheit regiert, doch ihr Ethos besteht darin, dass die Rechte von Minderheiten geschützt werden.“
